Der Basler Bach-Chor feiert seinen 100. Geburtstag : eine Brücke zum Himmelreich

Autor(en): **Ryser, Werner**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2011)**

Heft 3: **Schwerpunkt : Chorlandschaft**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-842875

Nutzungsbedingungen

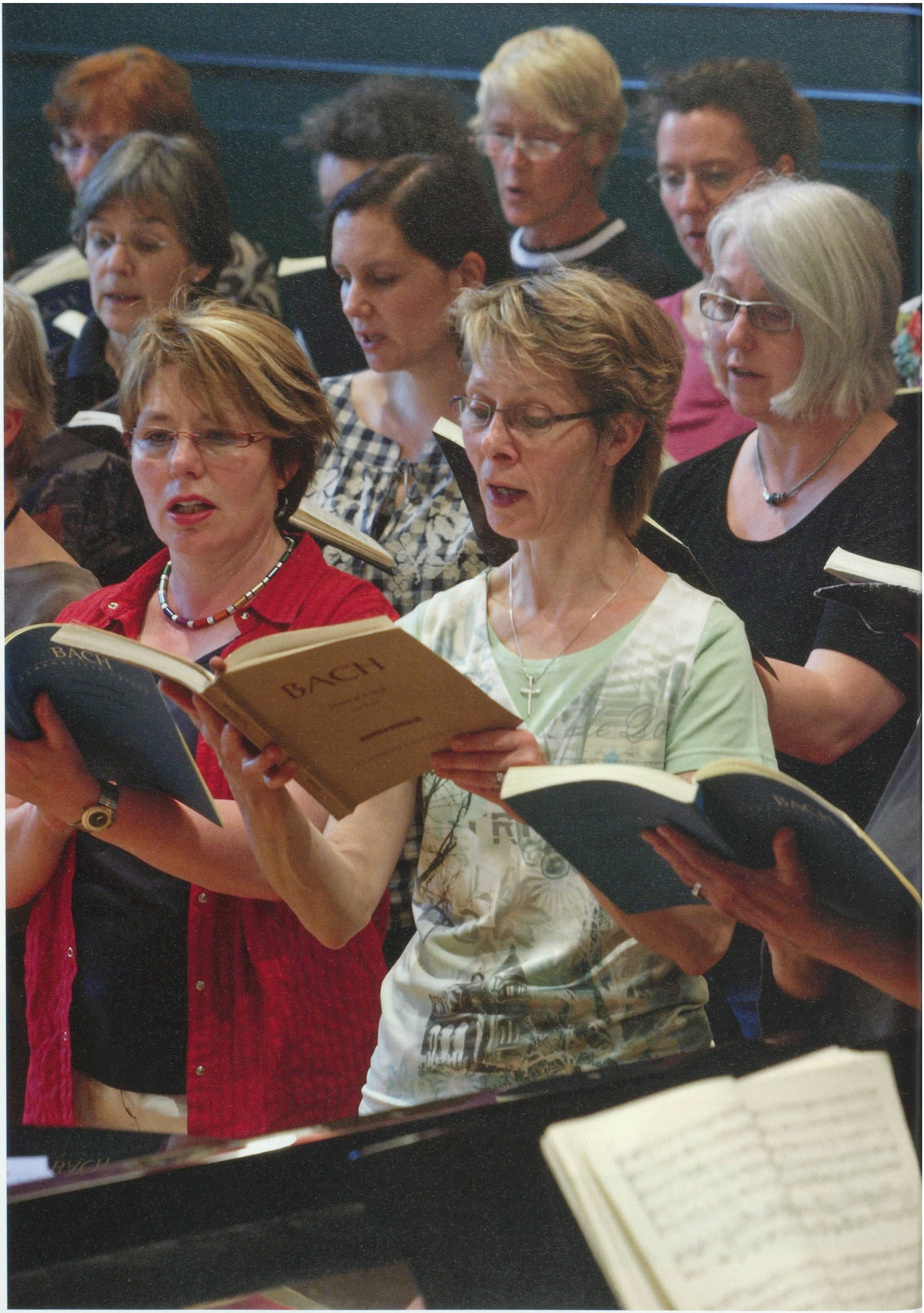
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch


BACH
BACH

Der Basler Bach-Chor feiert seinen 100. Geburtstag

Eine Brücke zum Himmelreich

[wr.] Der Bach-Chor, gegründet 1911, war nach dem Basler Gesangverein und der Basler Liedertafel der dritte grosse Chor in der Stadt. Zum 100. Geburtstag hat der Dirigent, Joachim Krause, mit seinen Sängerinnen und Sängern eines der grossen barocken Chorwerke erarbeitet: die Messe in h-Moll von Johann Sebastian Bach.

Martinskirche, 16. April 2011, 18.50 Uhr.
Das bunt durchmischte Publikum füllt die Martinskirche bis fast auf den letzten Platz. Auch zahlreiche alte Menschen sind gekommen. Sie tragen feierliches Schwarz, wie sich das zu ihrer Zeit für ein geistliches Konzert dieser Art gehörte. Das Leben hat ihre Gesichter modelliert, hat Spuren hinterlassen. Unwillkürlich denkt man an das sehr protestantische Basel des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Damals sang man an Feiertagen in gutbürgerlichen Häusern Bach-Choräle. Mehrstimmig. Auf die Mitglieder solcher privater Singkränzchen konnte sich der 29-jährige Adolf Hamm, seines Zeichens Münsterorganist, stützen, als er 1911 den Basler Bach-Chor ins Leben rief. Für die Konzerte der knapp 50 Sängerinnen und Sänger stand damals lediglich der räumlich beschränkte Orgellettner im Münster zur Verfügung. Und so lesen wir in einem Rundschreiben des ersten Präsidenten, Carl Christoph Bernoulli, vom Oktober 1911, dass man auf die Aufführung grosser Oratorien mit vollständigem Orchester verzichte. Tatsächlich sang der Chor bei seinem ersten Auftritt «nur» die Kantate Actus Tragicus und die Motette Jesu, meine Freude von Johann Sebastian Bach. Dem Vorsatz, keine grossen Werke zu singen, wurde man allerdings rasch untreu. Bereits im März 1918, der Bach-Chor war inzwischen in die Martinskirche umgezogen, wagte man sich an die Johannes-Passion.

Nebenbei: Das neue Ensemble löste in Basel nicht nur eitel Freude aus. Hermann Sutter, der Leiter des bereits 1824 gegründeten Basler Gesangsvereins, in dem damals vor allem Angehörige aus der Oberschicht sangen, erklärte: «Der Bach-Chor – das sind wir.»

Bach-Chöre, die sich schwerpunktmässig dem Werk des grossen Meisters widmen, findet man in der ganzen Welt. Allein im deutschsprachigen Raum dürfte es über hundert von ihnen geben: Von A wie Aachen bis Z wie Zürich. Die ersten bildeten sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als mit der Aufführung der Matthäus-Passion, 1829 in Berlin, unter der Leitung von Felix Medelssohn Bartholdy, ein breites Publikum Johann Sebastian Bach gewissermassen wiederentdeckte.

Martinskirche, 16. April 2011, 19.00 Uhr.
Heute, hundert Jahre nach seiner Gründung, zählt der Basler Bach-Chor über 100 aktive Sängerinnen und Sänger. Sie haben inzwischen im Chor der Martinskirche Platz genommen. Vier Reihen tief sitzen sie da: Sopran, Tenor, Bass und Alt. In der Probe vom 31. März hatte die Präsidentin, Monika Tanner, die Kleiderordnung bekannt gegeben. Man will einheitlich auftreten: «Die Herren ganz in Schwarz, Jackett und Hose. Hemd oder Rollkragenpulli, keine Krawatte. Die Damen ebenfalls schwarz. Rock oder Hose. Falls Rock, bitte nicht zu kurz. Auch die Notenhefte sollen mit schwarzem Papier eingebunden werden.» Man hat sich daran gehalten, ebenso wie die Musikerinnen und Musiker des Barockorchesters Capriccio, die den Chor begleiten, und natürlich auch der Dirigent, Joachim Krause. Er war es, der dem Vorstand vorgeschlagen hat, im Jubiläumsjahr die Messe in h-Moll aufzuführen.

Das Werk entstand über den ungewöhnlich langen Zeitraum von zweieinhalb Jahrzehnten. Bach war bereits Kantor und Musikdirektor in Leipzig, als er das Sanctus für das Weihnachtsfest 1724 komponierte. Neun Jahre später, 1733, bewarb er sich bei seinem obersten Dienstherrn, dem sächsischen Kurfürsten Friedrich August II. mit dem Kyrie und dem Gloria, einer «Missa brevis», einer kurzen Messe also, um den Titel «königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Compositeur bey Dero Hoff-Capelle». Mit dem Credo, Sanctus und Agnus Dei erweiterte Bach in seinen letzten Lebensjahren, die «Missa brevis» zur «Missa tota, zur vollständigen Messe: teils durch Neukompositionen, teils durch Umarbeitungen. Weshalb er, der evangelisch-lutherische Kirchenmusiker schlechthin, vor seinem Tod eine «grosse catholische Messe» schuf, lässt Raum zu Spekulationen:

«Die Messe in h-Moll - das ist der zentrale Bach, sein schwierigstes Werk», sagt dazu Joachim Krause. «Hier hat er noch einmal den gesamten Kosmos des barocken Glaubensbildes zusammengefasst: Zahlen-, Tonarten- und Figurensymbolik, Musik, Liturgie und Glauben.»

Und dieses Werk hat Krause, der den Bach-Chor seit 25 Jahren leitet, mit seinen Sängerinnen und Sängern erarbeitet. «Ich weiss, was der Chor kann», sagt der Dirigent selbstbewusst.

Aula des Gundeldinger Schulhauses, 31. März 2011, 19.30 Uhr.

Nach der Aufführung von Rossinis «Stabat Mater» und Bellinis «Messa in la minore» im Oktober des vergangenen Jahres probt der Bach-Chor die Messe in h-Moll. Woche für Woche, zweieinhalb Stunden lang.

Zunächst lockern sich die Sängerinnen und Sänger nach den Anweisungen von Joachim Krause. Man dehnt sich, hüpft – fast wie vor einer Turnstunde. Es folgen Atemübungen. Ahhhhh tönt es, Ohhhh und Pfffff. Man singt Tonfolgen, von ganz hoch bis ganz tief: nanana, nonono, nununa. Dann in Dreiklangsprüngen: «Jetzt geht die Sonne auf.» «Gleiten lassen», fordert der Dirigent, der die Übungen mit sparsamen Handbewegungen begleitet. Arme und Beine werden geschüttelt. Wer zu spät kommt, beginnt schon bei der Türe zu hüpfen und mitzusingen und huscht dann während eines kurzen Unterbruchs an seinen Platz, verschwindet im Chor.

Joachim Krause klatscht in die Hände: «Wir beginnen mit dem Beginn.» Er steht auf einem Podest und will das Kyrie hören. Aldo Rossetti, der Korrepetitor, der am Eckenstein-Flügel die Probe begleitet, gibt den Ton an. Man übt einzelne Stellen. Die Anweisungen des Dirigenten sind knapp. «Seite drei, 4. Takt», etwa. Jede Sängerin, jeder Sänger hat einen Stift, um sich Hinweise von Krause zu notieren. Ihre Konzentration ist schier mit den Händen zu greifen. Nur sie respektive er, das Notenblatt und der Dirigent. Man scheint sich von seinen Nachbarn abzukapseln. Was nicht stimmt. Im Gegenteil: «Man muss immer auf die anderen Stimmen hören», erklärt Beat Vosseler, der seit 45 Jahren im Chor mitsingt. Man sei einerseits Einzelkämpfer, andererseits Teil des Ganzen. «Perfektion des Individuums und gleichzeitig Chorklang.» Man müsse fähig sein, sich einem Willen unterzuordnen, fährt er fort. «Schliesslich hat ein Meister die Noten so gesetzt, und so stimmt es. Im Chorsingen kann man sich keinen Protest leisten, darf nicht ausscheren. Er hört jede Stimme, er kennt jede Stimme.»

Adolf Hamm, (1882–1938), Gründer des Basler Bach-Chors (im Jahr 1911)

Er – das ist Joachim Krause. Ob es zutreffe, dass er jede Stimme in seinem Chor kenne, wollen wir von ihm wissen.

«Ich höre die Stimme, die falsch singt. Wenn sie sich aber ins Ganze einfügt und im Strom mit schwimmt, dann höre ich sie nicht.» Natürlich ranken sich um die verschiedenen Dirigenten Legenden. Walther Geiser, der den Bach-Chor zwischen 1954 und 1972 leitete, habe, wenn er in einer Probe einen Fehler hörte, die Stelle wiederholen lassen und sei dabei durch die Reihen gegangen, um herauszufinden, woher die falschen Töne kamen. Die Sünder liess er dann alleine vorsingen, bis sie seinen Ansprüchen genügten.

Auch Joachim Krause greift immer wieder korrigierend ein: «An dieser Stelle beginnt ihr zu schleppen», oder: «Grundsätzlich ist es noch zu laut. Die Flöten sind zarte Geschöpfe und ihr erschlagt sie.» Aber auch strenger: «Keine Umweltverschmutzung bitte, ich will genau diesen Ton und keinen anderen.» Zwischendurch stampft er mit dem Fuss auf, um eine Betonung zu unterstreichen, klatscht in die Hände, geht

in die Knie, zeigt in die Höhe, drückt einen Finger ans Ohr, ruft dazwischen, feuert an, will mehr Tempo, singt mit: Tatatata. Er lässt einzelne Sequenzen wiederholen: immer wieder. Nimmt sich die verschiedenen Stimmlagen separat vor: Sopran, Alt, Bass, Tenor. «Ich brauche Eure Aufmerksamkeit: Alle Augen auf mich.» Dann das Osanna in excelsis. «Da muss man Anspringen – Wegspringen. Notiert Euch das». Die Sängerinnen und Sänger schreiben. Es muss einer schon Einiges einzustecken bereit sein, wenn er in so einem Chor mitsingen will. Joachim Kraus fordert viel. Er will mehr, es soll noch perfekter klingen. Der Mann hört alles, er scheint tausend Ohren zu haben.

Was ist Ihr Ziel, Herr Krause?
«Ich will den Chor wach halten. Ich mache bei jedem Werk, das wir erarbeiten, auch andere, neue Sachen. Ich lege Wert auf noch mehr Kleinigkeiten, noch mehr Differenzierungen im dynamischen Bereich, im Bereich der Artikulation. Ich möchte zeigen, dass auch ein Laienchor ambitioniert ist, dass man gewillt ist, seine Fähigkeiten auszuschöpfen. Meine Aufgabe ist es, die Sängerinnen und Sänger an die Grenzen ihrer Fähigkeiten zu führen – und darüber hinaus.»

Tatsächlich leisten sie alle viel. Nochmals Beat Vosseler: «Auch wenn wir uns bewusst sind, dass wir etwas können und etwas zu bieten haben, so darf man uns nicht mit einem professionellen Konzertchor vergleichen. Wenn wir am Abend in die Probe kommen, haben wir einen Tag lang gearbeitet. Aber wir lassen den Arbeitstag hinter uns und geben uns Mühe, präsent und aktiv zu sein. Ohne privates Engagement geht es nicht. Wir üben auch zuhause. Es gibt Leute die kaufen eine CD, andere haben ein Instrument und spielen sich schwierige Stellen vor. Man übt, bis man es kann. Keiner möchte derjenige sein, der falsch singt.»

Es sei erstaunlich, erklärt Joachim Krause in einem Interview mit Florian Suter in der Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Bach-Chors, welcher Wandel bei den hiesigen Laienchören stattgefunden habe: Von einem Chorwesen, das eher gesellschaftlich motiviert war, hin zu einer konzentrierten Probenarbeit, die vor allem auf ein Resultat ausgerichtet sei, das im guten Fall den Vergleich mit den Erzeugnissen der Tonträgerindustrie nicht zu scheuen brauche.

Als Organist und Musikdirektor an der Heiliggeistkirche, als Dirigent des Basler Bach-Chors und des Gemischten Chors Zürich, als Gründer des Ensemble 14, einem Kammerensemble für moderne Musik und als musikalischer Leiter des Vocalensembles I Sestini hat Joachim Krause als ferner Nachkomme von Kantoren früherer Jahrhunderte ein gerütteltes Mass an Arbeit zu bewältigen. Wie aber war das anno dazumal, im 18. Jahrhundert, als die Messe in h-Moll entstand?

Leipzig, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Bereits um 1212 hatten Augustiner-Chorherren im Thomaskloster in Leipzig eine Schule gegründet, in der musikalisch begabte Buben eine Ausbildung erhielten. An dieser Schule, die seit der Reformation von der Stadt getragen wird, fand Johann Sebastian Bach 1724 eine Stelle als Kantor. Gleichzeitig übertrug man ihm das Amt des städtischen Musikdirektors. Er leistete ein gewaltiges Pensum. Woche für Woche komponierte er eine Kantate und übte sie mit seinen Thomanern ein. Dazu kamen Gastkonzerte, Musikunterricht und Orgelprüfungen.

In der Thomasschule gab es rund 55 Schüler. Sie waren auf vier Chöre verteilt, welche die «Music in denen kirchen in guten Stand sezen» mussten, was bedeutet, dass sie für die musikalische Gestaltung der Gottesdienste in den vier Leipziger Kirchen zuständig waren. Im Klartext: Johann Sebastian Bach konnte für seine eigenen Werke, die heute von grossen Chören gesungen werden, nicht mehr als einen, allenfalls zwei Sänger pro Stimme einsetzen. Hinzu kommt, wir entnehmen das einem Schreiben an seine Vorgesetzten, dass zwei Drittel seiner Schüler seinen hohen Anforderungen nicht genügten. Die Aufführung seiner Kompositionen, die «hauptmusic» blieb deshalb in der Regel der ersten Kantorei vorbehalten, während sich die drei anderen unter der Leitung von Präfekten, Unterlehrern also, auf leichtere Kantaten und Motetten anderer Komponisten beschränkten.

Die Beantwortung der Frage, ob Johann Sebastian Bach auch gerne mit so grossen und hoch motivierten Chören gearbeitet hätte, wie sie Dirigenten wie Joachim Krause zur Verfügung stehen oder ob er ganz bewusst für kleine Ensemble komponierte, muss offen bleiben.

Martinskirche, 16. April 2011, 19.30 Uhr.

Der Chor singt das Gloria. Glo – ri – a, akkurat artikuliert, genau auf Schlag, so wie es Joachim Krause in den Proben immer wieder verlangt hat. Das Problem in der Martinskirche ist der Nachhall von fünf bis acht Sekunden. Das heisst, wenn etwas schleppend gesungen wird, entsteht eine «Klangsuppe». Ob sich die Zuhörer, die sich für zwei Stunden aus ihrem Alltag entführen lassen, bewusst sind, wie viel Arbeit hinter so einem Konzert steckt?

Rechnen wir einmal nach. 100 Sängerinnen und Sänger, die sich während vielleicht 20 Wochen je drei Stunden mit dem Werk beschäftigen – in der Probe und zuhause. Die Zeit, welche die zwei Dutzend Musikerinnen und Musiker des Begleitorchesters und die Solistinnen und Solisten investieren, die Arbeit des Dirigenten. Überschlagsmässig dürfte das alles etwa 8'000 Mann- respektive Fraustunden ergeben. Das entspricht dem Vierjahrespensum eines Vollzeit-Angestellten. Gemessen daran, sind die rund 90'000 Franken, die das Ganze kostet, wenig. Den Konzertabrechnungen des Bach-Chors ist zu entnehmen, dass knapp drei Viertel des Aufwandes für die Solisten und das Orchester ausgegeben werden müssen. Der Rest ist für Raummiete, Werbung und weitere Unkosten. Die Zuschauereinnahmen decken etwa 70% der Ausgaben. Das Defizit wird aus Beiträgen von Stiftungen getragen und von Privatpersonen. Eine von ihnen ist die geheimnisvolle, anonyme Miss h-Moll, die dem Chor regelmässig unter die Arme greift.

Die Sängerinnen und Sänger des Chores erhalten nichts. Im Gegenteil: Sie bezahlen einen jährlichen Beitrag von 350 Franken in die Vereinskasse. Tatsächlich ist der Bach-Chor ein ganz gewöhnlicher Verein mit einem Vorstand, in dem jede und jeder ein Ressort betreut, ehrenamtlich und unentgeltlich: Buchhaltung, Drucksachen, Presse und immer wichtiger – Fundraising. Anders als die Tätigkeit von Theater, Sinfonieorchester oder Museen muss das kulturelle Engagement der Laienchöre ohne staatliche Unterstützung auskommen. Es bleibt nur die Betteltour. Man lebt von der Hand in den Mund. Das Vereinsvermögen, das nur gerade im Jubiläumsjahr aufgrund zweckbestimmter Gönnerbeiträge die magische Grenze von 100'000 Franken übersteigt, ist kleiner als der Aufwand für ein einziges Konzert. Die Angst, in die roten Zahlen zu geraten, ist allgegenwärtig.

Bilder
Probe im Bach-Chor

Martinskirche, 16. April 2011, 20.50 Uhr.

Der Chor setzt zum Sanctus an. Heilig, heilig, heilig, Herr Gott Zebaoth. Himmel und Erde sind voll seiner Herrlichkeit. «In Oktavsprüngen durchmisst der Bass den Raum, die seraphischen Chöre besingen in überirdisch schwebenden Triolen die Grösse des Herrn.» So schildert es Joachim Krause in der Einführung zum Konzert. Und weiter: «Nach dem überschäumenden, achtstimmigen Osanna ist die verhaltene Meditation des Benedictus Ruhepunkt und Stille.» Es folgt das abschliessende Dona nobis pacem: Gib uns Frieden. Die letzten Töne verklingen, klingen nach. Stille. Das Publikum schweigt. Niemand rührt sich.

Es gibt da ein Sprichwort: Der Gesang ist eine Brücke zum Himmelreich. Dem ist nichts mehr beizufügen.

Quellen:
Hintergrundgespräche mit Joachim Krause und Beat Vosseler vom Bach-Chor
Gohlis Tobias, Leibzig, DuMont Reiseverlag, Köln, 2004
Krause Joachim, Einführung in die Messe in h-Moll, Programmzeitschrift für die Konzerte vom 15./16.4.2011
Rederer Alfred, 50 Jahre Bach-Chor, Bibliothek der Musik-Akademie Basel, 1961
Suter Florian, Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Basler Bach-Chors, 1911 – 2011, Schwabe Verlag, Basel, 2011
Basler Bach-Chor 1911 – 1941, Rückblick und Ausblick, Basel 1942
Basler Bach-Chor, Jahresbericht 2009/2010
Geo Themenlexikon Musik, Gruner + Jahr, Mannheim 2007
www.de.wikipedia.org
Archiv Basler Zeitung